Tante Sabine.

Novelette von Arthur Winckler-Tannenberg.

Tante Sabine saß in der Gartenlaube und stickte, trotz ihrer 60 Jahr, ohne Brille die feinsten Seidenmuster. Die schmalen weißen Finger zogen die Nadel so sicher und flink durch den dichten Canevas und gönnten sich keine Rast, als müßten sie für's Geld arbeiten. Weiße Löckchen quollen aus der Bänderhaube und umrahmten das seelensgute freundliche Gesicht, dessen rehbraune Augen so mild und sanft glänzten.

Der alten Dame gegenüber, jenseits des grünen Gartentisches auf der elegant geschweiften Bank, saß ihre Nichte Magda, eine 17jährige Blondine mit einem Gewirr Feldblumen im Schooße und wand einen Strauß. Jetzt hob sie das halbfertige Bouquet und hielt es über den Tisch hin.

„Wird es nicht hübsch, Tante Sabine?“

Die Angeredete sah auf.

„Recht hübsch, mein Kind, aber die gelben Blumen laß fehlen, sie passen nicht neben das grelle Roth —“

„Ob Leonhardt sich freuen wird, Tante?“

„Wie sollte er nicht —“

„Oh, es wird prächtig, die ganze Ferien bleibt er diesmal hier, da wollen wir spazieren, botanisiren und weißt Du Tante, auch wieder fechten—“

Aber Magda, damit sollte es vorbei sein. Du bist das kleine Mädchen nicht mehr, das er vor zwei Jahren mit seinen Rapiren spielen ließ—“

„Spielen, Tante Sabine? Oh, ich habe Papa's Drahthaube aufgesetzt und geschlagen, wie ein Student. Leonhardt hat es mir selbst bezeugt, daß ich jedem Fechtboden Ehre machen würde und wenn ich auch furchtbar erschrocken war, als ich ihn in's Kinn traf, so geschah es ihm doch recht, was war er so eitel und seiner Ueberlegenheit sicher, daß er sich blos auf seine Parade verlassen wolle—“

Tante Sabine ließ die Hände ruhen und sagte etwas bestimmter im Tone:

„Im Ernst, liebe Magda, dergleichen muß ein Ende haben. Leonhardt ist 23 Jahre, Du bist 17, er ist Dein Vetter, sogar nur ein recht entfernter Vetter, und was schon vor zwei Jahren meinen Beifall nicht hatte, daß Du mit ihm bis in den späten Abend durch Wald und Feld streifest, jetzt darf's keinesfalls mehr sein. Leonhardt steht vor dem Staatsexamen, er ist ein Mann geworden und möchte es selbst sehr sonderbar finden, wenn sein erwachsenes Cousinchen noch immer nicht wüßte, daß es aus den Kinderschuhen heraus ist. Dein Vater hat ihn sich eingeladen, nicht Dir.“

Das Gesicht des jungen Mädchens verzog sich zu einem eigenwilligen Schmollen.

„Das ist pedantisch, Tante Sabine, Du bist immer pedantisch. Er kommt ja doch meinetwegen. Papa ist ein berühmter Arzt und Leonhardt wird's vielleicht auch dereinst, aber ich bin nun einmal so arrogant, anzunehmen, daß er sich jetzt mehr für mich, als für die aufsehenerregenden Magenoperationen des Papa oder die Heilung complicirter Knochenbrüche interessiren wird.“

„Um so mehr habe ich Acht zu geben.“

„Der Strauß ist fertig — jetzt bring' ich ihn auf sein Zimmer, in einer Stunde kann der Wagen hier sein. Wollen wir ihm an den Dorfkrug entgegengehen —?“

„Papa ist ja selbst zum Bahnhof gefahren. Auch habe ich noch nach dem Essen zu sehen.“

„So soll ich allein gehen?“

„Nein, Magda, Du sollst mir helfen.“

Magda stützte den Kopf in beide Hände und sah verdrießlich vor sich nieder.

„Das wird ja aber schrecklich. Jetzt freue ich mich garnicht mehr. Als ob's eine Sünde wäre, sich auf einen 24jährigen Vetter zu freuen, der hübsch, liebenswürdig und galant ist. Wenn Du alle Männer so aus meiner Nähe scheuchen willst, kann ich mich ja darauf gefaßt machen, auch eine alte Jungfer zu werden.“

Durch das blasse Gesicht der alten Dame flog ein Zug des Unwillens.

„Du bist wirklich noch ein Kind, Magda und manchmal ein recht unartiges. Bring' jetzt die Blumen in's Gastzimmer und dann komm' in die Küche.“

Sie rollte die Stickerei ein und ging in das Haus, dem sie seit vielen Jahren, seit Magdas Mutter starb, vorstand.

* * *

Einige Tage waren vergangen.

Früh wie gewöhnlich lagen auf dem Kaffeetisch die Postsachen und als Magda nachsah, ob auch für sie ein Brief dabei wäre, fand sie einen solchen für Tante Sabine. Sie wollte ihn dieser bringen, als sie in der Thür auf Vetter Leonhardt stieß.

Der Vetter hielt sein Cousinchen ohne viel Umstände fest und gab ihm einen herzhaften Gutenmorgen-Kuß. Er fand merkwürdigerweise nicht den geringsten Widerstand und handelte in Magdas freudigstem Einverständniß, indem er einem eben störenden Dienstmädchen die Besorgung des Briefes übertrug. Freilich, als dann nach sehr geraumer Zeit erst des Papas wuchtiger Schritt auf der Treppe vernehmbar wurde, mußte man sich stören lassen. Neffe und Tochter begrüßten den Eintretenden, der sehr ernst aussah.

„Wir werden heute ohne Tante Sabine frühstücken,“ sagte er.

„Weshalb, Papa?“

„Sie will allein sein, später mehr.“

„Ist sie krank —?“

„Nein, sie hat eine Nachricht erhalten, die sie mit Schmerz und Betrübniß erfüllt; sie will allein sein.“

„Auch ich darf nicht zu ihr, sie nicht trösten?“ fragte Magda verwundert.

„Dich hat sie sich ausdrücklich verbeten, Magda; ich wollte Dich ihr senden. Du sollst sie im Hauswesen vertreten.“

Das Frühstück verlief sehr einsilbig. Magda ging in die Küche, während Onkel und Neffe sich bis zur Sprechstunde des Ersteren noch eine Cigarre nahmen.

Unruhig und hastig gab Magda ihre Aufträge an das Hausmädchen, zwei Mal stieg sie die Treppe hinauf bis zu Tante Sabinens Zimmer, immer aber kehrte sie wieder um.

Ihr Besuch war ausdrücklich verboten worden, der ihrige ausdrücklich, wie seltsam, fast kränkend.

Aber sie ging zum dritten Mal hinauf und lauschte an der Thür.

Drinnen blieb's todtenstill.

Magda befiel eine unerklärliche Angst. Konnte der Tante nicht etwas zugestoßen sein. Und sie war dann hilflos, ganz allein!

Das junge Mädchen pochte, schüchtern und leise.

Wieder blieb's still. Jetzt wagte sie stärker zu pochen. Da klang Tante Sabinens Stimme verschleiert, müde und doch grell im Tone.

„Wer ist da?“

„Ich, Magda, Tante —“

„Was willst Du —“

„Liebste Tante, darf ich nicht zu Dir —“

„Was willst Du —“

„Ich habe solche Angst um Dich, laß' mich zu Dir, bitte, bitte.“

Eine kleine Weile, dann rückte der Riegel und die Thür ging auf. Tante Sabine stand im Rahmen. So ruhig, so freundlich und gütig wie immer blickten die Augen, aber sie waren roth umrandet. Das Erste, was Magda sonst sah, war ein aufgezogenes Fach des altmodischen Secretärs und auf der Platte ein Pappkästchen, dessen abgehobener Deckel daneben lag.

„Du hast Angst um mich, gutes Kind“, sagte die alte Dame mit derselben verschleierten Stimme. „Mir ist besser und es thut mir jetzt vielleicht wohl, daß Du kommst.“

„Und Du wolltest mich, gerade mich nicht sehen, Tante“, erwiderte Magda und schmiegte ihre rosige Wange an die bleiche der Greisin.

Ueber das blasse Gesicht ging ein Hauch des Erröthens.

„Gerade Dich nicht, das hat Dir Dein Papa gesagt? Thöricht, aber ich konnte nicht anders im ersten Empfinden.“

„Du hast schwere Betrübniß gehabt, Tante Sabine, durch den Brief aus Berlin?“

„Ja, mein Kind, setze Dich her, ich will davon mit Dir sprechen.“

Tante Sabine schob einen Sessel neben denjenigen vor dem Secretär und setzte sich zu Magda's Seite. Ohne Umschweife begann sie.

„Dieser Brief brachte eine Todesnachricht. In Berlin ist ein Mann gestorben, ein edler, braver Mann, den ich einst sehr lieb hatte, und der mich auch liebte. Seit 35 Jahren sind wir uns fremd und heute habe ich doch geweint um ihn. Das ist eine schrecklich einfache Geschichte, Magda, wenn Du Dir blos vorstellen willst, daß Deine alte Tante auch einmal jung war. Sie zählte 25 Jahr, da starben ihre Eltern und ließen sie allein mit zwei Brüdern von zehn und acht Jahren. Das Baargeld verzehrte das Begräbniß, die Noth stand vor der Thür.

Damals hatte sie seit Jahr und Tag jenen Mann kennen gelernt, der nunmehr die Augen für immer schloß, und er bot ihr Hilfe an, mehr noch, Liebe. Auch er war arm, aber in geordneten Verhältnissen, und sein Herz war goldecht, gut und treu. Meinst Du nicht, daß ich vielleicht sehr, sehr glücklich geworden wäre, wenn ich es gedurft hätte? Ich durfte es nicht; für uns alle Drei zu sorgen, wollte ich ihm nicht aufbürden, und in's Waisenhaus sollten die Kleinen nicht, so wies ich ihn ab und er hat mir herb gegrollt, weil ich ihm den wahren Anlaß zu sagen mich schämte. Es that mir weh, daß er so ungerecht und kurzsichtig war ....Vielleicht habe ich im Stillen gehofft, daß er die Lage der Dinge errathen, überschauen werde, und daß er nun um so bestimmter sich erklären würde....Vielleicht auch war da zuviel verlangt — gleichviel, lieb habe ich ihn behalten bis heute, auch da er längst einer Anderen gehörte, glücklich war und mich vergessen hatte. Ich konnte ja nicht anders. Erst habe ich gestickt und genäht für mich und die Brüder, dann halfen mir Freunde meines Vaters ein Pensionat einzurichten, ich hatte ja Wohnung und Möbel dazu, und unter bitterer Sorge ward's doch immer besser. In der zärtlichen Dankbarkeit Deines Vaters und Onkel fand ich vielen, vielen Ersatz, sie sind Beide tüchtige Männer geworden und ich, meine liebe Magda, ich wurde—eine alte Jungfer!“

Wie ein Messerschnitt ging dies Wort durch Magdas Herz. Sie warf sich mit erglühten Wangen vor Tante Sabine nieder und barg den Kopf in deren Schooß. Die alte Tante streichelte die blonden Locken der Schluchzenden.

„Jetzt weißt Du erst,“ sagte sie leise, „daß Du mir weh gethan hast, nicht wahr? Und daß Du es eben damals nicht wissen konntest, hat Dich entschuldigt bei mir. Aber das Herz ist ein wunderlich Ding. Als Dein Vater, der vor einer Stunde hier mit mir getrauert hat um einen Mann, den er niemals kannte, ging, rebellirte in mir etwas wider Dich, armes Kind, und ich bat ihn, Dich nicht zu schicken. Du bist doch gekommen und das thut mir unsagbar wohl.“

Magda weinte noch, als Tante Sabine sie zu sich emporzog und küßte; durch die Thränen hindurch sah sie, wie die schlanken weißen Finger ein paar gepreßte Blumen, ein Bild und ein dünnes Päckchen Briefe wieder in den Pappkasten legten und diesen in den Secretär einschlossen.

„Bist Du mir wirklich nicht mehr böse, Tante Sabine, wegen des häßlichen schlechten Wortes?“

„Häßlich, schlecht? Thörichtes Kind, es ist ein Wort wie andere auch und wessen wir uns nicht zu schämen brauchen, sollte uns jeder sagen dürfen. Du freilich denkst über dies böse Wort anders.“

Mitten durch den Kummer hindurch verschönte das milde, sanfte Lächeln die Züge der Alten.

„Ich habe ja Augen! Papa und ich wissen, wie heimlich und schlau Ihr, Leonhardt und Du, zu sein glaubt. Alles — Du Magda wirst keine — alte Jungfer. Nun, da mein müdes Herz so viel Glück um sich her blühen und wachsen sieht, müßte es undankbar sein, wenn es sich nicht selbst glücklich fühlte, und so bist Du, gerade Du, die beste Trösterin gewesen. Mir ist nur noch leise weh um's Herz, aber nicht mehr bitter, nicht mehr verzagt.“

Tante Sabine stand auf. Mild, friedlich und sanft glänzten wieder die guten Augen, auf ihres Glückes Grab blühten die Blumen fremden Glückes.

Piroska's erste Lüge.

Humoreske von Adolph Rosee.

Endlich war Piroska angekommen.

Wer das wohl ist?

Nun denn, es ist das sehnsüchtigst erwartete junge Mädchen, dessen Unverdorbenheit, Treue und Anstelligkeit dem neuvermählten Pärchen all den Aerger und Mißmuth ersparen sollte, den das heutige hauptstädtische Dienstgesinde ihren Herrschaften so vortrefflich zu bereiten versteht.

Von Piroska war das nicht zu befürchten.

Das Kind armer und rechtschaffener Landleute, war sie kaum dem fünfzehnten Jahre entwachsen, ohne Falsch und Eigennutz, mit einem Wort, ein unschuldiges, harmloses Kind, das niemals über das Weichbild ihres ländlichen Geburtsortes hinausgekommen war, ein Wesen, von dem der greise Herr Pfarrer mit herzhafter Freude sagen und schreiben konnte, daß es, sei es auch wo immer, ein frommes und tüchtiges Hausmädchen werde abgeben können; diese gewichtige Empfehlung erwarb ihr schon zum Voraus die Sympathien ihrer ersten Dienstherrschaft, sonst wäre sie bei ihrer Ankunft schwerlich mit so ungekünstelter Herzlichkeit empfangen worden.

In der That war Piroska auch ganz dazu angethan, dem jungen Ehepaar die Flitterwochen zu versüßen. Schon ihre äußere Erscheinung war von gewinnendem Liebreiz. Wie sie dastand, die tiefblauen, kindlichen Augen sprechend auf ihr neues Herrenpaar gerichtet, dieses frische, ausdrucksvolle Gesichtchen, das, von einem buntgeblümten, baumwollenen Kopftüchelchen umrahmt, so wohlthuend anmuthete, die wohlgepflegten, üppigen, in zwei Zöpfe geflochtenen, aschblonden Haare, die etwas gerötheten, aber durchaus nicht unschönen Hände, die ihre ganze Habseligkeit, ein mäßig großes, vielfarbiges, stark verschnürtes Bündel, wie krampfhaft festhielten, kurz, das ganze niedliche Persönchen schien so einnehmend, daß es wahrhaftig kein Wunder war, wenn die in den ersten Stunden des rosigen Eheglückes schwelgenden Neuvermählten dem befangen und bedrückt um sich blickenden Mädchen mehr Wohlwollen und Herzlichkeit entgegenbrachten, als es das alltägliche Verhältniß von Dienstleistung und Entschädigung kennt.

Da es schon ziemlich spät am Abend war, hatte Piroska nichts mehr zu thun, als ihre Habseligkeiten auszupacken und das eigens für sie eingerichtete Zimmer neben der Küche zu beziehen. Der Morgenkaffee sollte also ihre erste Dienstleistung werden und dieser gelang ihr auch ganz vorzüglich. Der junge Ehemann konnte in seiner Begeisterung kaum genug Worte des Lobes finden, ja, er ging in seinem Eifer sogar bis zu dem Ausspruch: es sei das von Piroska hergestellte Frühstücksgetränk überhaupt das beste, das er während seiner Ehe genossen habe — allerdings war er erst den zweiten Tag verheirathet, wobei er am ersten mit dem Kaffee- und Mittagkochen in höchsteigener Person verunglückte.

Nun rückte auch das zweite Mittagessen heran und dies Mal gab es sogar zwei Gäste. Der junge Rath besaß allerdings einige Kenntnisse in der Junggesellenkochkunst, seine Gemahlin gar keine und Piroska, mit manchen hausmännischen Kochrecept vertraut, hätte es, als Landmädchen, kaum vermocht, den Ansprüchen der kleinen Herrengesellschaft zu genügen. Nach langem Sinnen kam der jungen Frau der wirklich erlösende Gedanke — aus dem Hotel ein kaltes Diner zu bestellen, womit der Herr Gemahl sich auch einverstanden erklärte.

Er selbst unternahm es auch, die Bestellung zu besorgen und durch einen Zufall kam er sogar in die angenehme Lage, das Diner wenigstens mit einem Gang zu krönen, der selbst seinen ziemlich verwöhnten Freunden imponiren mußte. Ein Hummer war's, von seltener Größe, und dieser sollte die piece de resistance bilden — — aber der Mensch denkt und — Piroska lenkt!

* * *

Als das riesige Krustenthier auf dem Küchentische lag, empfand Piroska ein ganz unsagbares Gefühl von Bangigkeit und Scheu; hatte sie doch noch nie im Leben solch ein abscheuliches Thier gesehen. Trotzdem der Hummer schon todt war, schien es ihr doch, als ob er seine häßlichen, bräunlich-grünen Scheeren, Füße und Fühler nach ihr ausstreckte und mit nicht wenig Beklemmung dachte sie an den nahen Augenblick, wo sie das entsetzliche Thier, auf Anordnung der Frau, in den großen, mit siedendem Wasser gefüllten Kessel werde werfen müssen und in welchem es dann in acht Minuten zu kochen hätte. Einen Bissen davon zu essen, hatte sie sich schon längst verschworen und in der That hätte sie Niemand dazu vermocht und würde man ihr ein Galleriebillet in den Circus geschenkt haben.

Während sie noch mit der Herstellung des Kochwassers beschäftigt war, trat ihr Herr in die Küche. Piroska wurde feuerroth bei seinem Anblick, denn bisher hatte sie ihm noch kaum ordentlich ins Gesicht blicken können. Ihre Verlegenheit bemerkend nahm er sie freundlich lächelnd beim Kinn:

„Nur immer hübsch gefaßt bleiben, Piroska, ich will nur unsere Küche besehen — sehr hübsch — sehr nett — und — da liegt ja noch unser Hummer —.“

Piroska wurde allmälig gefaßter.

„Kannst Du ihn auch kochen?“ setzte er lachend fort.

„Gewiß, gnäd'ger Herr — die Gnäd'ge hat's mir ja erklärt — acht Minuten!“

„Na — schön, daß er aber nicht verbrüht wird, denn ohne Hummer sind wir heute bis auf die Knochen blamirt!“ Mit diesen Worten wollte er nach der Thüre, doch ehe er noch einen Schritt machte, besann er sich eines nig Besseren, blieb, blickte abwechselnd den Hummer an und das Mädchen, als ob ihn ein auf Beide bezüglicher Gedanke beschäftigte.

„Piroska,“ rief er ihr lachend zu, „komme doch ein klein wenig näher.“

Piroska erröthete und that, wie ihr befohlen.

„Hat Dir auch meine Frau gesagt, wie der Hummer im Kochen wird — hm?“

„Nichts, als daß er acht Minuten kochen muß, gnäd'ger Herr!“ gab sie befangen wieder.

„Gut, so blick' mir recht fest in's Auge!“

Piroska that das fast willenlos.

„Schwöre, daß Du nicht lügen wirst —“

Piroska spielte vor Erregung alle Farben, endlich brach sie stoßweise hervor: „Ich — sage — immer — die — Wahrheit.

„Das ist brav! Sage mir also, ob Du stets tugendhaft gewesen —“

Wie mit zugeschnürter Kehle stöhnte sie: „Immer, gnäd'ger Herr!“

„Wohl aber pocht Dein junges Herzchen schon für irgend einen schmucken Burschen, nicht wahr, Piroska?“

Wenn man Eisen an Piroskas Wangen hingehalten hätte, es wäre glühend geworden. „Ich weiß nicht —“, hauchte sie fast tonlos, „gewiß nicht, gnädiger Herr!“

Pirosko hatte zum ersten Mal gelogen, aber sie war rein wie frisch gefallener Schnee. Nie hatte Sünde oder Eitelkeiten ihr kindliches Herz befleckt, aber dem hübschen, schwarzäugigen Pista, Marczi Bacsis Jüngstem, war sie herzlich gut, war es doch auch schließlich der Wunsch der Eltern und des Herrn Pfarrers, daß die Beiden einmal ein Paar würden—das aber konnte sie doch keinem wildfremden Manne sagen; sie wäre ja vor Scham in die Erde gesunken.

Nach einigen Augenblicken nahm der sichtlich gutgelaunte Herr das Wort.

„Piroska, ich glaube Dir auf's Wort,“ und muthwillig lächelnd fügte er dann hinzu: „Weil Du mich gar nicht belügen kannst! Ich habe ein Mittel, die Wahrheit zu erfahren!“

Piroska erblaßte, aber sie hätte lieber gleich sterben mögen, als ihre Neigung gestehen.

„Siehst Du, fuhr er dann fort, „dieser Hummer wird Dich verrathen, wenn Du nicht die Wahrheit gesprochen hast!“

Mit Entsetzen blickte sie auf den Hummer.

„Blick' ihn nur an,“ begann er in feierlichem Tone, „er besitzt die göttliche Wunderkraft, den Mädchen bis in's Herz zu blicken. So wie er zu kochen anfängt, wird er allwissend und entdeckt er in der kleinsten Herzensfalte auch das mindeste Stäubchen, so wird er recht traurig, wechselt vor Gram die Farbe und auf dieses abscheuliche Schwarzgrün senkt sich die glühende Schamröthe seiner beleidigten Seele.“

Piroska stand da, wie leblos.

„Hast Du gelogen, so wird er Dich, wie alle Sünderinnen, bei Tische verrathen!“

Noch ehe das bebende Mädchen zu sich kommen konnte, hatte sich der junge Herr entfernt. Die Angst des Mädchens gar nicht ahnend, freute er sich über den gelungenen Scherz und dessen Wiedergabe, als Nachtisch, Piroska war allein. Der Gedanke, daß das abscheuliche Thier die Kraft besitze, ihre unschuldige Neigung zu Pista zu verrathen, machte sie sehr unglücklich. Wenn wenigstens die junge Frau danach gefragt hätte, da würde sie es ja auch eingestanden haben, aber einem Manne — nie! Der ersten Lüge wegen fühlte sie sich deswegen auch weniger unglücklich, vielmehr fürchtete sie, von dem Hummer verrathen zu werden. In ihrer Kindheit nahm sie sich vor, Sonntags recht andächtig zu beten — — — —

Es schlug ein Uhr. Jetzt mußte der Hummer in sein kochend Grab. Aengstlich faßte sie ihn mit der Schürze an und schwapp, da lag er auch im dampfenden Kessel. Wie festgebannt blieb sie stehen. Die erste lange, bange Minute verstreicht — das arme geängstigte Mädchen athmet leichter auf. Jetzt röthete die Freude ihre Wangen, sie fühlte sich sündenfrei, denn auch die zweite und dritte Minute verstrich, ohne daß des Thieres beleidigte Seele vor Gram zu erröthen Grund hatte — wer war glücklicher als Piroska!

Doch sieh' da! — Wird da nicht eine Scheerenspitze heller und heller? — Zu Tode erschreckt, weicht Piroska einen Schritt zurück. Als sie dann wieder in den brausenden Kessel blickt, welch' ein Entsetzen faßt sie an! — Ihre erste Lüge hatte sich bitter gerächt! Die beleidigte Seele des gegrämten Hummers färbt die Schalen roth und röther und wenig fehlte, da hätte sie es aus Verzweiflung unterlassen, den überkochten Hummer aus dem Kessel zu fischen.

Als er wieder auf dem Küchentische lag, konnte sie, Angesichts der Purpurfarbe die Thränen nimmermehr zurückhalten. Wie glühende Kohlen, fühlte sie die Scham auf ihren Wangen brennen und der fürchterliche Gedanke, vor der ganzen Tischgesellschaft so tief beschämt zu werden, wollte ihr schier das Herz zerreißen.

Was thun? Kein Mittel! Kein Ausweg! Dabei hörte sie, wie sich die Gäste schon zu Tische setzten. Jeden Augenblick konnte die Klingel ertönen und — und — erbsendicke Thränen perlten dem geängstigten Mädchen über die Wangen auf den wild fliegenden Busen.

Plötzlich klingelt es — ist es die Frau? Gott sei Dank noch nicht! — Beim Nachbar war es. — Bald aber mußte ja das Unvermeidliche eintreffen! — Hui! Da — was steht denn da? — Das ist ein Gedanke, den ihr der liebe Gott geschickt — jetzt ist sie gerettet — — — —

Im Speisesaal hatte man sich schon zu Tische gesetzt. Das junge Ehepaar und zwei Jugendfreunde des Hausherrn. Nach einer pikanten Vorspeise klingelte es in der Küche. Die junge Frau gab damit das Zeichen, daß der Hummer aufzutragen sei, der Prachthummer, mit dem man die beiden Gäste schon seit geraumer Zeit in Spannung hielt.

Piroska trat in den Speisesaal. Hoch über dem Kopf trug sie eine fein ciselirte Silberplatte, auf der das Prachtstück mit Blumen und Blättern verziert lag.

Die beiden Leckermäuler waren gerade beim besten Appetit.

Sie stellte die Platte in die Mitte des Tisches, nicht ohne ihrem Dienstherrn einen Blick stolzen Selbstbewußtseins zuzuwerfen; darauf trat sie bescheiden und unauffällig in die Thürnische zurück.

Die Wirkung war ganz verblüffend.

Man blickte sich gegenseitig sprachlos an, denn das so viel gepriesene Stück erglänzte in unappetitlichstem, mattem Schwarz. Ehe die Neuvermählten zu Worte kommen konnten, ließen die beiden Gourmands den schlechten Witzen den weitesten Spielraum.

Piroska hatte alledem ganz ruhig zugesehen, obschon ihr die nervöse Unruhe in den Zügen ihrer Frau nicht entgehen konnte; wirklich herrschte sie das Mädchen in ganz ungewohnter Weise an: „Was haben Sie denn mit dem Hummer gethan, Sie —“

Ihr Gatte, den unglücklichen Ausgang seines so prächtig ersonnen geglaubten Scherzes ahnend, stand rasch auf und versiegelte mit einem herzhaften Kuß die Lippen seiner erregten Gemahlin, darauf ging er auf Piroska zu, die an allen Gliedern zitterte.

"Culpa mea maxima est“, rief er, „ich allein bin der Schuldige! Komm' her, Piroska, ohne Furcht, erzähle Alles — was hast Du mit dem Hummer gethan?“

Unter Thränen bekannte sie, daß es ihre erste Lüge war und damit der rothgewordene Hummer sie nicht verrathe — habe sie zur Schuhwichse gegriffen! — — —

Piroska fand Gnade bei Allen, aber dem Ehemann wurden von maßgebender Seite derartige Experimente in der Küche untersagt.

Die Verlobung Napoleons III.

Die neu erscheinenden „Souvenirs historiques“, welche vornehmlich unveröffentlichte Briefe der Kaiserin Eugenie mittheilen, haben jetzt den Zeitpunkt der Verlobung von Mademoiselle de Montijo mit Napoleon III. erreicht. Ein Brief der Madame Montijo an ihren alten Freund, den französischen Gesandten in Berlin, worin sie ihm jenes Ereigniß mittheilt, ist voll mütterlicher Sorge: „Ich weiß nicht“, schreibt sie, „ob ich glücklich sein oder ob ich weinen soll. Wie viele Mütter, die mich jetzt beneiden, würden es nicht verstehen, wenn sie die Thränen in meinen Augen sähen. Eugenie soll Königin in Ihrem Frankreich werden. Ich denke, daß in Ihrem Lande die Königinnen nur wenig Glück haben. Ich kann mir nicht helfen. Der Gedanke an Marie Antoinette verfolgt mich und ich frage mich selbst mit Angst, ob nicht mein Kind ihr Schicksal theilen werde.“

Vor ihrer Verlobung mußte das junge Mädchen die Abneigung jener Hofdamen fühlen, welche durch die offenbare Bewunderung des Kaisers für sie hervorgerufen wurde. Der Herausgeber der „Souvenirs“ bürgt für die Wahrheit der folgenden Geschichte: „Die Damen an Napoleons Hofe waren dieser Verbindung stark entgegen. Sie behandelten Mademoiselle Montijo mit auffallender Kälte und Geringschätzung. Eines Tages, im Park von Compiegne, angesichts ihrer Freundinnen, beschwerte sich das gereizte Mädchen dem Kaiser gegenüber über jene Behandlung. Als sie geendet hatte, schnitt er einen Zweig von einem Busch, wand ihn in Form eines Kranzes und setzte ihn auf Eugeniens Haupt, indem er laut hinzusetzte, daß es gehört werden mußte: „In Erwartung eines andern.“ Von diesem Augenblicke an behandelten die Damen Mlle. Montijo als ihre künftige Kaiserin.

— Wenig. Erster Archäologe: Nun, Herr Professor, haben Sie auf Ihren Wanderungen durch die Lüneburger Haide etwas gefunden? — Zweiter Archäologe: Nein garnichts, sage ich Ihnen, nicht einmal einen Pferdeknochen, von dem man sich einen Augenblick einreden konnte, er stamme von einem vorsündfluthlichen Thiere her.

— Gast (ruft die Kellnerin): „Resi, noch einen Krug — Resi! Potz Element, das Mädel hört nicht! Resi, sind Sie denn ganz vernarrt in das Semmelgesicht da drüben? Sie lassen ja kein Aug' von ihm?“ — „Stimmt! Sonst brennt der Lump mir wieder mit der Zech' durch!“

Berühmte Esel.

Vom Meister Langohr hat Nagele in der „Dtsch. Romanztg.“ ansprechende Einzelheiten zusammengetragen. Neben den vielen dummen und namenlosen Eseln gibt es auch gescheite und berühmte. Ein solcher war jener, der im März des Jahres 1876 auf der Fregatte „Ister“ in Gibraltar eingeschifft wurde, um seinen Herrn nach Malta zu begleiten. Bei der Galspitze gerieth aber das mächtige Schiff auf eine Sandbank, und um es wieder flott zu machen, mußte aller entbehrliche Ballast über Bord......Dazu wurde auch der fette Esel gerechnet. Der besah sich die Sandbank, und da sie ihm allzu dürr und trocken aussah, kehrte er ihr den Rücken und ruderte, man weiß nicht, unter welchen Abenteuern, dem Festlande zu. Kurz und gut, einige Tage später zog der Esel durch die Thore Gibraltars ein und zum Stalle des Meisters Week, wo er vordem längere Zeit gehaust, nachdem er ohne Wegweiser einen Marsch von reichlich 50 Stunden über Berg und Strom, Stock und Stein zurückgelegt hatte. Wie das arabische Pferd steht auch der arabische Esel unter seinen Genossen obenan und gilt als ein vornehmes Thier. Schlichte Langohren mit grauem Fell und schwarzem Kreuz zeichnen ihn aus; am vornehmsten aber erscheint der weiße, leichtfüßige Esel des Nedsched, der neben den braunen oder schwarzen, kräftigen Eseln des Kurdistan sich wie ein Aristokrat ausnimmt.

Der edle rasseechte, weiße Esel hat eine hohe Gestalt, starke nervige Beine, einen großen, fetten Halskamm und eine feine empfindliche Haut mit glatten, feinen Haaren von blendender Weiße. Am meisten haben zur Werthschätzung des Esels die abyssinischen Christen gethan, die nicht nur den Bileam, sondern auch seine kluge Eselin in die Zahl der Heiligen aufgenommen haben. Weniger entzückt als die Araber und Abyssinier ist aber Hermann Vambery, der berühmte Reisende, der hinsichtlich des Esels als Reitthier folgendes Urtheil abgibt: „Die kurzen, scharfen Schritte des kleinen Thieres bleiben nicht ohne Einfluß auf das Nervensystem seines Reiters. Dabei geräth er vor jeder Pfütze und jedem Wasser in Todesangst. Da Peitsche und Stachel nur in den ersten Tagen des Marsches auf das Thier einen Einfluß auszuüben vermögen, so ermüdet das ewig nothwendige Antreiben Hände und Füße des Reiters fast ebenso, als hätte er den Weg zu Fuß zurückgelegt. Und was soll ich erst von dem ohrenzerreißenden I-A-en sagen? Der europäische Esel ist, was Umfang und Colorit seiner Stimme betrifft, ein Stümper gegenüber seinem asiatischen Bruder. Die gewaltigsten Schreier sind die von Buchara und Chokand, nach ihnen kommt der egyptische Esel, dem die von Yezd und Kirman folgen. Die bescheidensten Esel aber, die ich kenne, sind jene des nebligen britischen Reichs.“

Eine vierzehnjährige Giftmischerin.

Es ist gewiß ein seltener Fall, daß ein erst vierzehnjähriges Mädchen wegen versuchten Mordes auf der Anklagebank sitzt. Selma Bruckisch aus Dankwitz, Kreis Nimpisch, war von ihren Eltern zu den Lauterbachschen Eheleuten in Tomitz als Kindermädchen in den Dienst gegeben. Es gefiel ihr dort nicht, und sie faßte den Entschluß, das sechs Monate alte Kind, welches ihrer Obhut anvertraut war, aus der Welt zu schaffen, um ihres Dienstes ledig zu werden. Am 19. Mai stopfte sie zunächst dem kleinen Wesen mit Gewalt eine Handvoll Gänsefutter, bestehend aus kleingeschnittenen Brennnesseln und Kleien, in den Mund. Frau Lauterbach kam zufällig hinzu und bewahrte das Kind vor dem Erstickungstode. Acht Tage später war Selma Bruckisch mit dem Kinde von ihrer Dienstherrin zu der Schwester der letzteren, ebenfalls in Tomitz wohnhaft, geschickt worden. Das Kind fing hier bald jämmerlich an zu schreien, und als die Hausfrau zusah, fand sie zu ihrem Entsetzen, daß das Kind mehrere Streichholzköpfe mit Phosphor im Munde hatte. Das Mädchen leugnete, dieselben dem Kinde in den Mund gesteckt zu haben.

Am nächsten Tage, als sich Frau Lauterbach auf einige Augenblicke in's Nebenzimmer entfernt hatte, stellte Selma Bruckisch dem Kinde abermal Phosphor-Streichhölzer in den Mund. Als Frau Lauterbach zurückkam, fiel ihr das plötzlich eingetretene Unwohlsein des Kindes auf. Sie bemerkte, daß sowohl die Zunge wie der Mund des Kindes entzündet waren; zugleich schlug ihr ein penetranter Phosphorgeruch aus dem Munde des Kindes entgegen. Mehrere in der Stube liegende, abgeleckt aussehende Streichhölzer belehrten die Mutter bald, daß hier wiederum ein verbrecherischer Anschlag auf das Leben des Kindes vorliege. Sie schloß das Mädchen, welches die That leugnete, in der Stube ein, um Zeugen für das Geschehene herbeizuholen. Als sie mit diesen zurückkehrte, war die Selma Bruckisch verschwunden; sie hatte den Weg durch's Fenster genommen und war zu ihren Eltern gelaufen. Sofort angewandte Gegenmittel wendeten schlimme Folgen von dem Kinde ab. Selma Bruckisch wurde aber wegen versuchten Mordes angeklagt. Vor Gericht bekannte sie sich des ihr zur Last gelegten Verbrechens schuldig, bestritt aber die Absicht der Tödtung des Kindes. Sie will nur versucht haben, dasselbe krank zu machen, weil sie hoffte, dann als überflüssig entlassen zu werden. Der Gerichtshof in Schweidnitz billigte der Angeklagten mit Rücksicht auf ihre Jugend sowie darauf, daß ein besonderer Nachtheil für das Kind nicht eingetreten ist, mildernde Umstände zu und erkannte auf ein Jahr Gefängniß.

Hoppelpoppel.

Es ist bekannt, wie gewaltig Napoleon I. durch die Macht seiner Rede vor Allem auf seine Soldaten zu wirken wußte. Er sprach nie viel, aber in wenigen Worten sagte er Alles, was er wollte. Von der Natur mit einem sehr klangvollen Organ begabt, hatte er in früheren Jahren keine Ahnung davon, es richtig zu benutzen, bis der große Tragiker Talma eines Tages, da Napoleon, damals noch erster Konsul, ihn fragte: „Nun, wie gefiel dir meine gestrige Rede?“ die Kühnheit hatte, zu äußern: „Ich begreife nicht, Bürger-Consul, wie man mit einem solchen Organ so schlecht deklamiren kann.“

„Also habe ich schlecht deklamirt?“ versetzte Napoleon lächelnd. „Mag sein, du mußt mich jetzt diese Kunst lehren.“

Für die Folge hielt Napoleon in der That keine Rede mehr, welche nicht Talma ihm vorher sorgfältig einstudirt hatte. Eines Tages, es war kurz vor dem Ausbruche des verhängnißvollen Krieges mit Rußland, war Talma zum Kaiser berufen worden, um mit ihm eine Rede einzustudiren. Zwei Stunden lang mühten sich Beide vergeblich ab. „Es geht nicht!“ rief endlich der Künstler.

„Deine Schuld, du bist heute nicht bei guter Laune!“ entgegnete Napoleon.

„Im Gegentheil, aber Majestät sind nicht bei Stimme. Sie sind heiser.“

„Im Ernst? Das wäre verwünscht, ich muß morgen reden!“

Talma zuckte die Achseln, Napoleon schellte heftig, ein Diener trat ein.

„Meinen Leibarzt!“

Der Arzt kam.

„Ich bin heiser, wie?“

„Ein Katarrh, Sire, hat nichts zu sagen, in einigen Tagen werden Eure Majestät vollkommen hergestellt sein.“

„In einigen Tagen? Sie sollen mich augenblicklich kuriren!“

„Unmöglich, Sire!“

„Unmöglich? Sind Sie ein Arzt?“

„Ich schmeichle mir.“

„Ohne Schmeichelei, wenn Sie mich nicht auf der Stelle kuriren, so, so — adieu, mein Herr!“

Napoleon machte seine energische Handbewegung, und diesem Zeichen der Entlassung wagte Niemand etwas zu entgegnen. Napoleon schritt erregt durch das Gemach und blieb plötzlich mit verschränkten Armen dicht vor Talma stehen.

„Weißt du kein Mittel, alter Freund? Du leidest doch auch zu Zeiten an Heiserkeit, und nie hindert sie dich, zu spielen; wer ist dein Arzt?“

„Monsieur Goldenbogen, der Friseur unseres Theaters, ein einfacher Deutscher, den wir aus Weimar mitbrachten, vielleicht erinnern sich Eure Majestät.“

„Nein, aber thut nichts, glaubst du, daß er mir helfen kann?“

„Ich verbürge mich dafür, doch ist das Mittel, das er anwendet, etwas drastisch.“

„Immerhin, wenn es nur hilft, schaffe mir deinen Friseur.“

Nach einer Viertelstunde trat, außerordentlich befangen und mit einem weißen Taschentuche den Angstschweiß von der Stirne trocknend, Monsieur Goldenbogen vor den Kaiser.

„Ohne Umstände, Monsieur Goldenbogen! Talma hat Sie mir empfohlen; Sie hören, daß ich von einer verwünschten Heiserkeit befallen bin. Ich will schnell kurirt sein!“

„Eure Majestät — Sire — allergnädigster Kaiser —“

„Sie haben ja ein Mittel —“

„Freilich, Sire — Hoppelpoppel.“

„Oppopp—pel, kurioser Name! Aber her damit!“

Goldenbogen bat, sich in die kaiserliche Küche begeben zu dürfen. Daselbst angelangt, nahm er ein Trinkglas, füllte es mit den Dottern von vier frischen Eiern, warf zwei Loth feingestoßenen weißen Candiszucker hinein, quirlte Alles tüchtig durcheinander und goß unter fortwährendem Quirlen ein halbes Seidel des stärksten Jamaicarums hinzu. Nachdem er die Mischung gekostet und wohl befunden hatte, brachte er sie dem Kaiser und ersuchte ihn, sie auszutrinken. Napoleon warf einen durchdringenden Blick auf den Trankbereiter, der ganz unbefangen dastand, that einen Zug, und das Glas rasch absetzend, rief er:

„Das brennt ja wie die Hölle!“

„Muß auch brennen, Sire,“ sagte Goldenbogen, „muß auch brennen, sonst hilft es nicht!“

„Wenn es nicht hilft, laß ich Sie aufhängen!“ erwiderte Napoleon und leerte das Glas.

Schon nach einer Stunde verspürte der Kaiser bedeutende Linderung und schlief in der Nacht vortrefflich. Am andern Morgen war die Heiserkeit verschwunden und er ließ Goldenbogen zu sich rufen.

„Machen Sie mir noch ein Glas von Oppel—opp—pel, oder wie Ihr Teufelstrank heißt, recht kräftig.“

Freudig vollzog Goldenbogen den Befehl: Napoleon leerte das Glas und hielt nach einer Stunde auf dem Marsfelde eine Rede, die auf das Heer die gewaltigste Wirkung ausübte. Monsieur Goldenbogen wurde zum dritten Male zum Kaiser berufen, der ihm hundert Napoleonsd'or schenkte.

Als Talma den Kaiser wiedersah, rief er: „Sire, Sie haben gesprochen wie ein Gott!“

„Ich war etwas begeistert“, erwiderte Napoleon, „doch werde ich nicht so bald wieder zu Eurem Opp—popp—pel greifen “

Noch heute wird dieses Mittel gegen Heiserkeit in Frankreich viel gebraucht, man nennt es aber, da die Franzosen die ursprüngliche, ihnen barbarisch scheinende Benennung nicht aussprechen können, „den Napoleonstrank“.